

Missions-Berichte

der Gesellschaft

zur

Beförderung der evangelischen Missionen
unter den Heiden

zu

Berlin

für das Jahr 1903.

Berlin.

Verlag des Missionshauses.

Auslieferung für den Buchhandel durch die Buchhandlung der
Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO 43,

Georgenkirchstraße 70.

Missions-Berichte.

(Matth. 28, 19.)

Inhalt: Matth. 9, 37. 38. — Exc. von Jacobi †. — Neueste Nachrichten. — Nordchina (Kiautschou). — Nachrichten aus dem Ephoralkreis Kapkolonie: Laingsburg. — Aus der Missionsgemeinde und für dieselbe. — Amos Sandalempisi und seine Zeit. — Personal-Nachrichten. — Bücheranzeigen. — Gelder und Gaben.

Matth. 9, 37. 38.

Der Herr sprach: Die Ernte ist groß, wenige sind der Arbeiter, bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende.

Wird es vielleicht diesmal auf den Erntefeldern im deutschen Reich zu einer Ernte kommen, von der auch die vorsichtig Urteilenden sagen werden: „Eine gute Mittelernte“? Zur Zeit ist es jedenfalls eine wahre Wonne über die der Sichel entgegen sich neigenden dichten Roggenähren hinzublicken, neben denen der saftige Hafer sich zur Blüte entfaltet.

Aber — ist nicht schon wieder ein Klageruf an unser Ohr gedrungen? Wie viel gehoffte Frucht ist in Schlesien, das stolz von sich singt „ich in des Reiches Kron weitaus der schönste Diamant“ so jammervoll vernichtet!

Aber: ist nicht eine andre Klage noch mehr berechtigt? Denken wir nicht wehmütig an die spärlichen geistlichen Erntefelder Gottes in den lieben deutschen Landen, von denen man einst sagen durfte: Je höher Deutschland erhob sein Haupt, desto inniger hat es an Christum geglaubt. Woran liegt es denn nun?

An dem Saatgut nimmermehr. Es ist doch das alte keimfähige triebkräftige Gotteswort.

An der Aussaat? d. h. an der Art, wie gesät wird? Möglich wäre es, daß man da und dort auch im Pfarramt noch nicht zu der Einsicht gekommen wäre: „Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus, der eingeborene ewige Sohn Gottes ist in das Fleisch gekommen — der ist nicht von Gott“ und jede Predigt, welche die Erlösung durch das Blut des ewigen Testaments in Zweifel stellt, ist keine Aussaat.

Aber: im allgemeinen betrachtet, muß man um der Gerechtigkeit und um der Liebe willen sagen: Es gibt keine Periode der Kirchengeschichte seit der Apostel Tagen, in welcher so allgemein, so lauter, so erwecklich Gottes heiliges Evangelium in Deutschland wäre verkündigt worden wie jetzt.

Am 6. März 1883 rief der Herr seinen „frommen und getreuen Knecht“ heim. Möge am Sonntage nach dem Säkulartage, dem 27. September d. J., die dankbare Missionsgemeinde mit der Zarbener Gemeinde im Geiste sich zusammenschließen zum Preise der Gnade des Herrn der Kirche!
Friedemann.

Amos Kandalempisi *) und seine Zeit.

Eine Familien-Chronik

von W. Beste, Missionar in Bethel in Kafferland (Südafrika).

I.

Es war im November des Jahres 1800. Glühendheiß wehte der Nordwind, alles versengend und austrocknend. Es war einer der Tage, die im südafrikanischen Sommer, besonders in der heißen Natalkolonie, nicht selten sind, die aber niemand liebt. Namentlich heiß war es im Buschfelde, wo zwischen den zahlreichen Mimosen die Rinder- und Ziegenherden des Häuptlings Umbungane gute Weide fanden.

Umbungane war der angesehenste Fürst des mächtigen Stammes der Amalubi-Kaffern, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Landstriche zwischen den Flüssen Umzingati und Ungakane bewohnten, innerhalb der Grenzen der jetzigen Natalkolonie gelegen, jetzt England gehörig, damals aber noch im Besitze verschiedener Kafferstämme. Unfern dem Ufer des Ungakane-Flusses lag damals, versteckt unter Mimosen, der Platz des Sihlufu, eines geheimen Rates des Häuptlings Umbungane. Trotzdem Sihlufu noch ein junger Mann war, stand er doch als Geheimer Rat und Anführer eines der Regimenter seines Fürsten bei allen seinen Volksgenossen in hohem Ansehen. Mächtig dehnte sich in der Mitte seines Platzes der weite Viehfraal aus, errichtet aus dicht ineinander geflochtenen Zweigen der Mimose und anderer dorniger Bäume und Sträucher.

Der heiße Wind, der den Tag über geweht, hatte sich gegen Abend gelegt, und Sihlufu stand am Eingange seines Kraals und freute sich über die Schar der langgehörnten Rinder, die langsam, ein Stück nach dem andern, von der Weide heimkehrten. Die Zeiten waren sehr unruhig und Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte das Land, darum barg Sihlufu abends sein Vieh, das seinen Reichtum und seine Freude ausmachte, für die Nacht in dem sicheren Kraale. Jedes einzelne Stück seiner großen Herde kannte er, besonders aber liebte er seine Kenochoxen, auf

*) Der Name Kandalempisi ist Zulu und zusammengesetzt aus ikanda (das Hauptquartier) und impisi (der Vertilger). „Das Hauptquartier des Vertilgers.“

die er besonders stolz war. Rings um den Viehkraal herum, neben dem sich noch ein kleinerer Kraal für die Kälber befand, lag eine Anzahl von Kafferhütten, unter denen sich zwei nur durch ihre Größe auszeichneten, im übrigen waren sie alle nach einem Muster gebaut, nicht unähnlich einem mächtigen, runden Bienenkorbe, ganz oder wenigstens zum größten Teile von oben bis unten mit einer Art sehr langem und starkhalmigem Grase gedeckt, das im Lande wächst. In den beiden großen Häusern wohnte je eine der beiden Frauen, die Sihlufu nach Kaffersitte genommen hatte, jede derselben einem besonderen Hauswesen vorstehend. Die übrigen Hütten dienten theils als Vorratsräume, theils waren es Wohnungen für die Verwandten und Untergebenen, wie man dies gewöhnlich bei angesehenen Kaffern findet.

Zugleich mit den am Abend heimkehrenden Viehherden, kehrten auch die Frauen des Plazes müde aus den Gärten heim, wo sie den Tag über in der heißen Sonne die schwere eiserne Pöcke geschwungen hatten, das Land für die nächste Maisernte urbar zu machen. Gilend, so viel es die steifen Glieder gestatteten, kam den Heimkehrenden ein altes Mütterchen entgegengeläufen. Wie es schien, hatte sie den Frauen eine besonders erfreuliche Botchaft verkündigt, denn die Zuhörer schienen darüber ganz außer sich zu sein, und für eine Weile herrschte die wildeste Aufregung, alle sprachen zu gleicher Zeit, eine Frau die andere durch lautes Sprechen und Schreien überbietend. Und was war der Grund aller dieser Aufregung? Sihlufus Herzenswunsch war endlich erfüllt: Mambele, die große Frau Sihlufus, hatte ihn mit einem Sohn beschenkt. Nicht unähnlich einer Menge schnatternder Gänse, die sich in wilder Flucht auf und davon machen, so eilten auf diese Nachricht auch die Frauen davon, sie wollten alle das Kindlein sehen, jede wollte die erste sein. Weit zurück ließen sie das alte Mütterchen, das ihnen die Botchaft gebracht. Nur eine Frau blieb hinten, weil sie mit den übrigen Weibern nicht Schritt halten konnte, so sehr sie sich beeilte, so daß ihr weites Fellkleid, das wie ein Rock um ihre Hüften befestigt war, bei jedem Schritte laut raschelte.

„Weißt Du, Mosifo“, sagte das alte Mütterchen, „ich habe nicht gedacht, als heute die Sonne aufging, daß dies ein Tag des Glücks für Sihlufu sein würde.“

„Ja, Mutter, Du hast recht, auch ich war ganz erschrocken, als Du uns die Nachricht brachtest. Heute früh morgens ging Mambele noch mit den andern Frauen in die Gärten und schwang ihre Hacke den ganzen Morgen wie andere. Erst zu Mittag ging sie heim mit meiner Schwester und half ihr das eine ihrer Zwillingsskinder tragen. Aber Mutter, laß uns eilen, daß auch wir den Sohn Sihlufus sehen.“

Als sie in die Hütte eintraten, fanden sie schon viele andere Frauen versammelt, die um die Wöchnerin herum saßen oder

standen, welche auf einer Binsenmatte lag, reich gebettet auf dem wolligen Kraute einer Immortellenart, die allgemein im Gebrauch ist. Alle Frauen beglückwünschten die Wöchnerin und wollten das Kindlein sehen, das nackt in den Armen seiner glückstrahlenden Mutter ruhte. Der kleine Mann ging von Hand zu Hand und jeder fand an ihm etwas, das ihm des Bewunderns wert schien, küßte es herzlich, nicht aber nur auf Mund und Stirn, sondern auf alle möglichen und unmöglichen Stellen des kleinen nackten Körpers, wie es Kaffersitte ist. Der Vater des Kindleins war nirgends zu sehen, denn nach Weise seines Volkes muß der Vater von dem Hause der Wöchnerin so lange fern bleiben, bis das Kind unter den üblichen Bräuchen, welche die Volkssitte vorschreibt, seinen Namen erhält, wobei oft grade das Wort als Name gewählt wird, welches bei der Geburt des Kindes zufällig ausgesprochen ward. Meistens haben deshalb die Namen der Kafferfinder keine besondere Bedeutung, so auch der Name, welchen Sihlufus Sohn empfing.

II.

Zwei Monate mochten nach dem eben erzählten Ereignisse vergangen sein, da bemerkte man auf Sihlufus Plaze außergewöhnliche Unruhe und Aufregung. Sihlufus älterer Bruder, mit Namen Bolwana, erschien mit seinem ganzen Hause und Gefolge, wozu seine fünf Frauen und deren Kinder gehörten. Bolwana war noch angesehener und reicher als sein jüngerer Bruder, was sich schon äußerlich in der größeren Zahl seiner Frauen zeigte, denn bei den Kaffern heißt es: je mehr Frauen desto reicher und mächtiger. Am Hofe seines Fürsten nahm er die gleiche Stellung ein, wie sein jüngerer Bruder, ja er war als Geheimrat noch angesehener und galt als Heerführer, wenn er an der Spitze seines Regiments stand, noch viel mehr bei seinem Fürsten als sein jüngerer Bruder.

Etwas früher schon als sonst üblich war das Rindvieh heute in den Kraal getrieben und die Sonne stand noch lange nicht in der Mitte ihres Tagesbogens, als das Vieh gemolken wurde. Dies wichtige Amt wird bei den Kaffern stets von Männern besorgt. Vollständig nackt tritt der Melker, in der Hand den aus Cyperngras wässericht geflochtenen Milchtopf, den Kraal. Ein Hirtenjunge bringt aus dem nahen Kälberkraal einzeln die Kälber heran, denn alle südafrikanischen Rührer geben beim Melken nicht eher einen Tropfen Milch, bis das Kalb erst getrunken hat. Dann umschlingt der Melker die Hinterbeine der betreffenden Kuh mit einem Lederriemen und ungehindert fließt nun die Milch in die Melkförbe, die dann in die Hütte getragen werden. Alles nun, was nicht etwa als Süßmilch verbraucht werden soll, wird dann in den großen ledernen Milchsack geschüttet, in dem sich jederzeit ein Rest der bereits gegohrenen

Milch des vorigen Tages findet. Wohl am Ende verschlossen, wird nun die Milch im Sack tüchtig geschüttelt und dann der Sack auf die Erde glatt niedergelegt und mit den Füßen bearbeitet. Auf diese Weise wird die frische Milch schnell angesäuert und gibt dann das bei allen Kafferstämmen beliebte und sehr nahrhafte Getränk, das die Kaffern amasi nennen, das besonders nährenden Müttern und ihren Kindern zu Speise dient, aber auch von andern gern getrunken wird.

An dem heutigen Festtage aber wurde den zahlreichen Gästen etwas Besseres vorgesetzt, nämlich das von den Frauen aus Mais und Kafferkorn selbst bereitete Kafferbier, das in großen, gebrannten Tontöpfen unter die um den Kraal herumstehenden Männer gesetzt wurde, und dem die Männer auch weidlich zusprachen. Die ohnehin schon fröhliche Stimmung wurde dadurch noch gehoben und die Unterhaltung wurde oft ziemlich laut.

Als das Geschäft des Melkens beendet war, wurde das Rindvieh nicht, wie sonst, gleich wieder auf die Weide getrieben, sondern verblieb brüllend in dem Kraale. Sihlufu hatte sich, einen günstigen Augenblick geschickt benutzend, unbemerkt entfernt und war in den Viehkraal gegangen. Dort fand er eine schöne, junge, ganz schwarze Kuh, die er schon lange für den heutigen Tag bestimmt, an dem die Sitte des Ubulunga an seinem Erstgeborenen vor versammelten Verwandten und Freunden vollzogen werden sollte, wodurch das Kind öffentlich in den Kreis der Familie aufgenommen wurde und wobei es seinen Namen erhalten sollte. Geschickt die Kuh an dem einen Horne haltend, riß der Vater aus der dicken Schwanzpuichel derselben ein ganzes Büschel der schwarzen Haare heraus. Dadurch wurde die Kuh das unveräußerliche Eigentum des Kindes, dessen Hals die Haare derselben schmücken sollten. Der Vater übergab nämlich der Mutter des Kindes die ausgerauten Haare, und diese machte daraus eine Art Halsband, daß das Kind von Stunde an tragen mußte, weniger als einen Schmuck, sondern vielmehr als ein Amulet gegen allerlei böse Einflüsse. Nach Anlegen dieses Halsbandes nannte der Vater den Namen des Kindes, bei dem es in Zukunft genannt werden sollte. Sein Name war Nhamalala.

Der kleine Nhamalala wuchs nun auf, wie alle andern Kafferkinder, deren Vater auch kein Geheimer Rat ist. So bald er auf eigenen Füßen stehen konnte, wurde er mehr und mehr sich selbst überlassen, spielte mit andern Altersgenossen beim Hause oder beim Viehkraale und die Mutter sorgte meist nur dafür, daß er nicht Hunger leiden brauchte und fütterte ihn mit Brei oder gab ihm saure Milch (amasi). Der Vater kümmert sich in der Regel erst dann um seine Buben, wenn sie etwa das sechste oder siebente Jahr erreicht haben und er sie nun zum Viehhüten gebrauchen kann. Das ist für die Knaben eine Zeit unbeschränkter Freiheit, morgens ziehen sie mit ihren Ziegen oder

Kindern aus und kehren nicht eher heim als bis die Sonne im Westen sinkt. So lange aber die Kinder klein sind, bleiben sie noch auf dem Rücken der Mutter. Zunächst war Nhamalala schurz, so daß die Mutter festgehalten durch einen Leder- die Kafferkinder, wachend oder schlafend auf dem Rücken der Mutter, die am Tage meist immer in den Ländereien arbeitet.

III.

Schon der Morgen war sehr heiß gewesen, aber mittags steigerte sich die Hitze zu einer fast unerträglichen Höhe, die selbst den Kaffern, die sonst viel Hitze vertragen können, lästig wurde. Die Männer, die während des Vormittags am Viehkraale gelegen und theils geschlafen, theils geschwätzt und geschnupft hatten, zogen sich in die kühleren Hütten zurück. Bald nach mittag zog sich schweres Gewölk, das ein kommendes Gewitter verkündigte, im Norden über den Drakens-Bergen zusammen. Grell zuckten die Blitze und in der Ferne rollte der Donner. Kein Lüftchen regte sich. Die Vögel verstummten und suchten Schutz, wo sie ihn finden konnten. Plötzlich wendete sich der Wind, welcher bisher von Süden her geweht hatte, nach Norden und nun brach heulend der Gewittersturm los, dickes, schwarzes Gewölk vor sich herireibend. In der Luft hörte man ein unheimliches Geräusch, das Hagel verkündigte. Immer greller zuckten die Blitzstrahlen hernieder und krachend folgte ihnen der Donner in immer kürzeren Pausen. Dabei nahm die Dunkelheit immer mehr zu. Die Luft führte, vom Sturm gepeitscht, Staub und Blätter mit sich. Plötzlich öffneten sich die Schleusen des Himmels und gewaltig stürzte der Regen herab, untermischt mit erbsengroßen Schloßen, die in solcher Menge fielen, daß das Gras bald, wenigstens stellenweise, damit bedeckt war. Immer ärger prasselte der Regen herab und alle kleinen Fußsteige wurden bald zu kleinen Bächen. Angstlich kehrten die Ziegen vom Felde heim und suchten Schutz in ihren Kraalen vor dem schrecklichen Gewittersturme.

Plötzlich fuhr ein gewaltiger Blitz, der das Gewölk jäh teilte, hernieder und unmittelbar darauf erschallte ein Donner- schlag, unter dessen Gewalt der Erdboden zu erzittern schien, einer der Schläge, die meistens Unheil künden, nämlich, daß der Blitz irgendwo in der Nähe eingeschlagen hat. Und so war es auch in diesem Falle. Als das Wetter ausgetobt hatte, kam eiligen Laufes ein junger Kaffer von dem kaum zwanzig Minuten entfernten Nachbarkraale, der melden sollte, daß der Blitz in die Hütte des dortigen Platzvorstehers Mtengwa eingeschlagen und den Benannten getötet hatte. Die übrigen Bewohner der Hütte waren für diesmal mit dem Schrecken davongekommen.

Bestürzt hörten alle die Botschaft an. Nach einer Weile sagte Sihluku zu den Versammelten: „Wir dürfen nicht trauern,

daß unser Freund von uns gegangen ist, der große Infofi hemishologu (der große Herr der abgeschiedenen Geister) hat Mtengwa gerufen, wir dürfen nicht trauern."

Große Erregung herrschte auf Mtengwas Kraale, denn nicht nur das Haus, in welches der Blitz eingeschlagen, sondern der ganze Platz mit allen seinen Bewohnern gilt in solchem Falle als unrein. Kein Fremder darf ihn betreten oder mit den Bewohnern in Berührung kommen. Und ebensowenig dürfen die Bewohner eines solchen versehmten Platzes in irgend welchen Verkehr treten, bis das Dorf durch ein Reinigungsoffer von einem Priester (intonga) gereinigt ist. So geschah es auch in diesem Falle. Aller Verkehr mit der Außenwelt wurde abgebrochen und das Haus durfte nicht wieder aufgebaut werden, sondern mußte in demselben Zustande verbleiben, bis das Material, aus dem das Haus erbaut war, nach und nach in nichts zerfiel.

Die nächste Pflicht, welche nun den Bewohnern des Platzes oblag, war die, ihren Platzvorsteher (isibonda) zu begraben. Dann galt es, den ganzen Platz durch ein Opfer zu reinigen, besonders die Männer, welche beim Begräbnis des Mtengwa mit Hand angelegt hatten, und sie so vor übelen Einflüssen zu schützen, denen sie nach der Meinung des Volkes besonders ausgesetzt wären.

Am bestimmten Tage erschien der Priester in seiner wunderlichen Kleidung. Eine große Mütze, aus dem Felle wilder Tiere gefertigt, auf dem Kopfe, behängt mit allerlei Knochen und Klauen von Vögeln und vierfüßigen Tieren und einen Fell sack, wie ihn gewöhnlich die Kaffern tragen, über die Schulter gehängt, welcher allerlei anderes Zaubergut und seine Würfel enthielt, die er bei vielen Gelegenheiten braucht. In solch abenteuerlichem Aufputze trat der Priester an den Viehfraal. — Scheu wich ihm alles bis auf gewisse Entfernung aus, neugierig all die Sachen und Säckelchen aus der Ferne betrachtend, womit sich der Mann geschmückt hatte. Nach kurzem Verweilen trat er in den Viehfraal, in dem das Vieh noch eingeschlossen war, und fand nach längerem Suchen einen schönen, großen, schwarzen Ochsen heraus. Diesen Ochsen bezeichnete er als den, welchen sich die Geister der Abgeschiedenen zum Opfer ersehen hätten. Mehrere junge Männer des Platzes führten das Opfertier aus dem Kraale auf einen freien Platz. Es geschick mit starken Riemen bindend, warfen sie es mit einem Ruck auf die Erde nieder und mit scharfem Spieße (Assagai) empfing es hier den Todesstoß. Alles Blut wurde sorgsam in Gefäßen aufgefangen und mit gewissen Teilen des Fleisches und Fettes des Opfertiers den Geistern durch Verbrennen geopfert, während das übrige Fleisch gekocht oder gebraten von den Bewohnern des Platzes bei der nun stattfindenden Opfermahlzeit verzehrt wurde. Darauf nahm der Priester von der Asche und den verbrannten Knochen des Opfertieres, ver-

mischte es mit allerlei Zaubernmitteln und bereitete daraus ein Pulver, von dem ein jeder Bewohner des Plazes ein wenig mit süßer Milch vermischt trinken mußte, und damit wurde der Plaz von dem Priester als rein und gesäubert erklärt und seine Bewohner konnten nun mit anderen Leuten wieder in Verkehr treten.

Gleich an einem der folgenden Tage wurde Sihlufu zu seinem Häuptlinge beschieden, um eine Klagesache als geheimer Rat entscheiden zu helfen. Früh machte sich deshalb Sihlufu zum Plaze des Häuptlings auf und zwar zu Fuß, denn damals besaßen die Kaffern nur wenige Pferde, die sie meist von den Kolonisten gestohlen hatten. Er fand den Häuptling Mbungane, gehüllt in seine Häuptlingskarok, die stets aus gegerbtem Leopardenfelle gefertigt wurde, am Eingange des Viehkraals sitzend, umgeben von mehreren seiner Geheimräte, die schon erschienen waren und zu denen sich nun auch Sihlufu gesellte. Die Streitsache, um die es sich an jenem Tage handelte, war eine sehr heikle, denn der Angeklagte war niemand geringeres als der große Sohn Mbunganes, genannt Umtimfulu, welcher einmal nach seines Vaters Ableben die Häuptlingswürde empfangen sollte. Umtimfulu war ein ehrgeiziger Charakter, dem die Zeit zu lange dünkte, bis sein alter Vater das Irdische segnen würde, ähnlich wie Absalom, dem Sohn des Königs David. Wie dieser, hatte er es verstanden, sich einen großen Anhang und bedeutendes Ansehen unter dem Stamme zu verschaffen, ja es kam zuletzt dahin, daß seine Macht und sein Ansehen größer war als das seines Vaters. Die Streitsache, um die es sich an jenem Morgen handelte, war an und für sich geringfügig genug, aber für die Geheimräte, die ein Urteil abgeben sollten, war sie eine höchst schwierige, ja gerade zu gefährliche, denn entweder mußten sie gegen den Häuptling entscheiden oder gegen dessen Sohn, der, wer weiß wie bald, an Stelle des Vaters treten würde und den zu beleidigen ebenso gefährlich für sie werden konnte, als wenn sie gegen den Vater auftraten. Sihlufu entschied sich daher schnell für den Sohn, indem er dachte, falle ich wirklich bei Mbungane in Ungnade, so wird es nur für kurze Zeit sein und Umtimfulu wird mir seine Gunst zuwenden, sobald er Häuptling wird.

Nicht lange brauchte Sihlufu auf die Folgen seiner Parteinahme für Umtimfulu warten. Denn schon beim Abschiede deutete das Antlitz des alten Mbungane entschieden auf Sturm, der auch bald losbrach.

Die Huld und Gnade des Häuptlings ist die Sonne, in der sich die Untertanen und besonders die Geheimräte gern wärmen, denn durch die Güte und Freigiebigkeit des Häuptlings werden sie reich. Ein weiser Kafferkönig weiß, daß er sich die Liebe und Anhänglichkeit der Seinen, wie Macht und Ansehen durch Geschenke erkaufen muß. Darum wandert gewöhnlich der größte Teil der Kriegsbeute oder der Strafen, die aus Vieh bestehen und Über-

tretern vom Häuptlinge auferlegt werden, wie mancherlei andere Gaben und Abgaben, die ein solcher Fürst empfängt, in die Kraale oder Taschen der Untertanen, um sie bei guter Laune zu erhalten und damit sie sich nicht andere Herren suchen und deren Macht und Ansehen vergrößern. Ein solcher Wechsel der Wohnung und Heimat ist bei Kaffern leicht bewerkstelligt, denn ihr gewöhnlicher Hausrat ist so gering, daß sie ihn schnell auf den Köpfen von einem Ort zum andern tragen können. Überdies besitzt ja ein Kaffer, der unter der Herrschaft eines Häuptlings wohnt, keinerlei Ansprüche an Land als persönliches Eigenthum, da alles Land gemeinsamer Besitz des ganzen Stammes ist, worüber der Häuptling zu verfügen hat, der jedem Gliede seines Stammes einen Garten d. h. ein Stück Land anweist, welches er bebauen kann. Wird deshalb ein Kaffer von einem fremden Gebieter aufgenommen, so empfängt er auch ein Stück Land zur Bearbeitung. Der Bau einer neuen Kafferhütte läßt sich auch leicht bewerkstelligen ohne viele Ausgaben und Mühe.

Sihlufu hatte seit jener Ratsversammlung, in der er für Umtimkulu Partei ergriffen hatte, immer auf dem Sprunge gestanden, um bei dem ersten Zeichen einer nahenden Gefahr zu retten, was sich irgend retten ließ, ehe der Zorn des alten Häuptlings ihn vernichtete. Seine Wachsamkeit aber wurde dennoch getäuscht. Ganz unerwartet wurde er nämlich, ungefähr einen Monat nach jener Versammlung, in einer dunklen Nacht durch Waffengetöse aus dem Schlafe aufgeschreckt. Sihlufu wußte sofort, was der Lärm zu bedeuten hatte und, daß hier kein Entrinnen sein würde. Umbungane hatte seine Hächer ausgesandt um Sihlufu und seinen ganzen Platz mit aller seiner Habe (wie Kaffern es nennen) „aufzufressen.“ Auf Hilfe von Außen durfte Sihlufu nicht rechnen, hätte etwa ein Freund versucht ihm beizustehen, so würde Fürst und Volk dies als Hochverrat angesehen haben, und dieselbe Strafe, die Sihlufu traf, würde auch unfehlbar seine Helfer getroffen haben. Sihlufu mußte deshalb froh sein, daß er und die Seinen in der Dunkelheit der Nacht wenigstens das nackte Leben retten konnten. All sein schönes Vieh aber, an dem sein ganzes Herz hing, wurde fortgetrieben und nachdem die Männer Umbungane's in Eile noch alles, was für sie von einigem Wert war, aus den verschiedenen Hütten zusammengeraubt hatten, wurden Viehkraale und Hütten von ihnen in Brand gesteckt. Die Männer aber kehrten zu ihrem Herrn zurück mit der Meldung: „Heil Dir Umbungane, Dein Widersacher Sihlufu ist aufgefressen!“

IV.

Sihlufu durfte es noch als eine besondere Gunst ansehen, daß Umbungane ihm erlaubte, sich wieder an einer andern Stelle anzubauen. So wurde denn mit dem Bau neuer Hütten sogleich begonnen, damit alles fertig sei, ehe der Winter begann. Außer

den Hütten mußte auch ein neuer Kraal für das Vieh gebaut werden, denn nach Kafferweise hatte Sihlufu nicht sein gesamtes Vieh auf seinem Plaze gehabt, als ihn der Zorn Umbunganes traf, sondern er hatte hier und da bei guten Freunden ein Stück Vieh untergebracht, das er sich nun holen konnte. Sihlufu selbst zog mit anderen Männern in den nächsten Wald, und dort hieb man junge, ichlaufgewachsene Bäumchen ab, die alle am Wurzelende zugespitzt wurden, damit man sie in Kreisform in die Erde eintreiben konnte. Die oberen Enden wurden dann gegeneinander zusammengebogen als Unterlage für das Dach, welches in der Mitte auf einem Pfahle ruhte, der so das ganze Dach tragen half. Die Frauen waren inzwischen ausgegangen um das nötige Deckgras zu schneiden, das nicht überall wächst und um das notwendige Bindematerial herbeizuschaffen, welches überall beim Decken der Häuser gebraucht wird und aus einer Lianenart besteht, die hoch in die Bäume des Waldes emporklettert. Gegen die sonst übliche Sitte der Kaffern, die dergleichen Arbeit den Weibern überlassen, half doch Sihlufu überall fleißig mit und konnte deshalb schon vor dem Winter die neuen Hütten mit seinen beiden Weibern und seinem Sohne Nhamalala beziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Personal-Nachrichten.

Verspätet: Am 31. März wurde den Geschwistern Müller, damals in Ladismith jetzt in Riversdale, ein gesundes Töchterchen geschenkt.

Am 4. Juni wurde den Geschwistern Hübner in Bulongoa (Deutsch-Ostafrika) ein Töchterchen geboren.

Bücheranzeigen.

1) **Die Juden vornehmlich.** Ein geschichtlicher Überblick über die Arbeit der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden zu Berlin. 1822 — 1902. Von H. Bieling, Missionsprediger. Am Selbstverlag der Gesellschaft, Berlin N 37, Kastanien-Allee 23. Preis 75 Pfennig.

Dies Büchlein ist anlässlich des 80 jährigen Bestehens der Berliner Juden-Mission entstanden und zeigt in vortrefflicher Darstellung, mit wie viel Eifer und erfreulichen Erfolgen dies Werk die lange Zeit hindurch getrieben wurde, und welche Ausdehnung es durch sieben Stationen bis nach Galizien und Oesterreich hin gewonnen hat. Dabei werden in ansprechender Weise interessante Einzelzüge aus der Wirksamkeit treuer Zeugen und glaubensstärkende Erzählungen von Judenbefehrungen mitgeteilt. Auch mit schönen Bildern ist das Büchlein geschmückt, welche uns die Stätten zeigen, an denen gearbeitet wird. Jeder wird durch das Lesen des Buches heilsame Anregungen erhalten, weshalb dasselbe sehr empfohlen wird.

Dasselbe Gebiet behandelt auch die **Predigt von Pastor Rassin** über Matth. 27, 25: Die Kraft des Blutes Christi. In demselben Verlag erschienen. Preis 15 Pfennig.

Missions-Berichte.

(Matth. 28, 19.)

Inhalt: Jesaja 54, 7. — Mitteilungen. — Neueste Nachrichten. — Nachrichten aus dem Ephoralkreis Britisch-Kafferland: Bethel; Petersberg; Etembeni. — Nachrichten aus der Oranje-Synode: Gerlachsthal-Springfontein. — Aus der Missionsgemeinde und für dieselbe. — Amos Kanalempisi und seine Zeit (Fortsetzung). — Personal-Nachrichten. — Bücheranzeige. — Gelder und Gaben.

Jesaja 54, 7.

Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln.

So sagt der Herr zu dem verlassenen, von Herzen betrübten Weib, mit dem er seine Gemeinde vergleicht. Er verheißt ihr in dem Augenblick geistliche Kinder und eine geheiligte Nachkommenchaft, wo sie wie eine unter dem Gericht stehende sich selbst und der Welt erscheint: „Du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken und Dein Same wird die Heiden erben und in den verwüsteten Städten wohnen.“ Beides also dicht zusammen: Demütigung der Gemeinde Gottes, Gottverlassenheit und die herrlichste Erfüllung ihres Berufs als Evangelistin für die Völker, als Predigerin, die auf einen hohen Berg steigt und ihre Stimme mit Macht erhebt.

Alle mit uns arbeitenden, für uns betenden Freunde werden zugeben, daß dies prophetische Wort in dieser schweren Zeit ganz besonders für uns paßt. Es demütigt uns und es erhebt uns wieder.

Wie oft haben wir im Blick auf das Kreuz des Herrn, das uns in letzter Zeit so schwer gedrückt hat, im Blick auf die Anfechtungen, die er uns nach Jac. 1, 12 zu erdulden gab, seufzen müssen: Zion klagt mit Angst und Schmerzen, Zion, Gottes werte Stadt. Und doch erfuhren wir es immer wieder: nicht trotz der Anfechtungen, sondern wegen derselben: „Sie ist ihm lieb, die werte Magd, Er kann ihrer nicht vergessen.“ Aber wie schwer wird es, das zu jeder Frist zu glauben!

Von allen unsern Missionsgebieten, aus Südafrika, besonders aus Transvaal, aus Deutsch-Ostafrika, aus Südkina, aus Kiautichou, dringen die beweglichsten Bitten um mehr Arbeiter an unser Ohr und Herz und — im Laufe eines Monats erreichten uns zwei schwere Trauerposten: Bruder Frischgeßell in Deutsch-Ostafrika aus der Arbeit abgerufen, Bruder Homeyer in China bei Namhung von

wort Superintendent Friedemann. Nach Beendigung der Feier zog ein einfacher Landmann, der durchaus nicht genannt sein wollte, den Direktor in den anstoßenden Garten und übergab ihm 200 Mark mit der Bemerkung: wir wollen darum beten, daß diese Gabe dazu dienen möge, eine Seele in Afrika und eine Seele in China der Befehrung zuzuführen. — Gott walte, daß von dem Pyriker Fest reicher Segen ausgehen möge! J.

Testamentarische Bestimmung

des Staatssekretärs D. Dr. von Jacobi, Berlin.

„Bei meinem Tode soll die evangelische Mission unter den Heiden den kapitalisierten von mir bisher gezahlten Jahresbeitrag und etwas mehr, nämlich 3000 Mark, erhalten. Diese Bestimmung treffe ich mit dem schon wiederholt von mir bekundeten Wunsche, daß recht viele Missionsfreunde gleicher Weise verfahren und der Mission den kapitalisierten Betrag ihres Jahresbeitrages vermachen möchten. So würden die laufenden Jahressteuern für dieses vornehmste Werk im Reiche Gottes auch über den Tod der Beitragenden hinaus gesichert werden, und die Mission, welche einen testamentarischen Auftrag unseres Heilandes erfüllt, bedarf dringend einer verstärkten Sicherung und einer Erweiterung ihrer Tätigkeit.“

Gott gebe, daß der in dieser schönen Stiftung ausgedrückte Wunsch unseres verehrten und geliebten Heimgegangenen reichliche Erfüllung finde.

Amos Sandalempiji und seine Zeit.

Eine Familien-Chronik

von W. Beste, Missionar in Bethel in Kafferland (Südafrika).

(Fortsetzung.)

Nicht gar lange Zeit danach wurde eines Tages von durchziehenden Wanderern gemeldet, der alte Umbungane sei schwer erkrankt. Dem war auch so. Auf dem Plage des Häuptlings sah es traurig aus. Umbungane war schwer erkrankt, und trotzdem die berühmtesten Kafferdoctoren ihre Künste an ihm versuchten, wollte es doch nicht besser mit dem Kranken werden. Seine drei Söhne Umtimfulu, Bangazita und Monakali waren schon längst durch Gilboten herbeigerufen und bemühten sich um den Kranken. Immer schwerer wurde sein Köcheln, daß das Ende verkündigte. Ratlos umstanden die Brüder des Vaters Lager ohne ein Wort zu sagen. Endlich brach Umtimfulu als der Älteste das Schweigen: „Brüder, ich glaube es geht mit unserm Vater zu Ende, hört, wie schwer sein Atem geht, laßt uns ihn aus der Hütte in die freie Luft tragen, daß er seinen Geist in die freie Himmelsluft aushauche.“ Statt einer Antwort ergriff Monakali das

unterste Ende der Matte, auf der der Kranke lag und winkte die Brüder mit Hand an zu legen. Kaum hatten sie den Kranken draußen niedergelegt, als auch sein Atem stockte, und er seinen Geist aufgab. Sobald die Frauen des Verschiedenen seinen Tod bemerkten, erhoben sie alle, und Umbungane hatte nicht weniger als 15 Frauen, ein großes Klagegeschrei und eilten, so schnell sie ihre Beine tragen konnten, auf und davon und verbargen sich in den Wäldern und Bergen, wo immer sie eine Zufluchtsstätte finden konnten. Daheim aber stimmten die Weiber aller derer, die auf dem Plage des Häuptlings wohnten, ein weithin schallendes Klagegeschrei an, das stundenlang in den stillen Abend hineinflang und allen, welche es hören wollten, verkündigte: Umbungane ist tot.

Während die Weiber ihre Wehklagen erschallen ließen, waren einige der angesehensten Männer des Stammes damit beschäftigt, alles für das Begräbniß des dahingeschiedenen Häuptlings vorzubereiten. Dicht am Eingange des großen Viehtraales, wo Umbungane so oft gestanden und sein Vieh betrachtet hatte, wurde sein Grab gegraben, tief genug, daß ein Mann aufrecht darin sitzen konnte, denn die Kaffern legen ihre Toten nicht ins Grab, sondern lassen sie darin sitzen. Eingehüllt in den Häuptlingskarok aus Leopardenfellen gefertigt, wurde die Leiche durch Riemen in eine sitzende Stellung gebracht, den Rücken gekrümmt und das Haupt auf die Brust geneigt zeigend, und so wurde der Tote in die Grube gesenkt. Viel Volk war zugegen, als nun Umtimfulu an das offene Grab herantrat und den Spieß, den sein Vater bei Lebzeiten gewöhnlich gebraucht hatte, zerbrach und die Stücke nebst anderen Kleinigkeiten des täglichen Gebrauchs in das offene Grab hinab warf und mit fernhin schallender Stimme darauf ausrief: „Mein Vater, Deine Kriege sind ausgestritten und beendet, Dein Geist ist hingegangen zu den Geistern der Abgeschiedenen, Du aber sei uns gnädig, und blicke allzeit gütig auf Deine Kinder herab.“ Der Reihe nach traten dann auch die übrigen Söhne Umbungane's und auch die Geheimräte an das Grab heran und warfen, auch ein jeder einen kurzen Spruch sagend, einen grünen Zweig in das Grab, und darauf wurde dann die Erde geworfen, welche das Grab schloß. Gewöhnlich werden dann noch Steine auf das Grab gelegt, welche die Stätte bezeichnen, wo ein Häuptling begraben wurde.

Umtimfulu, der nun an Stelle seines Vaters die Herrschaft über die Hlubi führte, erwählte einen Mann, welcher als Hüter des Grabes für ein ganzes Jahr bei dem Grabe bleiben mußte. Für Sihlufu und sein Haus war dieser Regierungswechsel von Wichtigkeit, denn er durfte hoffen, daß der neue Herrscher ihm seine Gunst in ganz besonderer Weise zuwenden würde. Und so geschah es auch, denn der Viehtraal Sihlufu's, der in letzter Zeit nur wenig Vieh beherbergte, begann nun durch die Freigiebigkeit des Häuptlings sich zu füllen.

V.

Nhamalala, Sihlufu's Sohn, wuchs ohne Krankheit und Unfall, wie die meisten Kafferkinder auf. Jährlich brauchte sein Vater ein Schaaffell mehr zum Karoß seines Sohnes, der sein Stolz und seine Freude war, da er lange Zeit der einzige blieb. Mit den Knaben seines Alters war nun Nhamalala meist den ganzen Tag auf dem Felde und hütete das Vieh seines Vaters, sich die viele freie Zeit, die sie dabei hatten, mit allerlei Spielen und Kurzweil vertreibend. Gern übten sich die Knaben auch im Vogelfang; sie fingen die Vögel entweder in Schlingen oder Fallen oder warfen sie mit einem kurzen Stabe aus hartem Holze mit dickem Knopfe. Mit der Zeit erlangten die Knaben eine solche Fertigkeit im Werfen, daß sie selten das Ziel verfehlten. Die so erbeuteten Vögel oder Tiere anderer Art wurden dann meist auf Kohlen gebraten und als Leckerbissen ohne Salz verzehrt, denn den Kaffern geht nichts über Fleisch. Zu anderen Zeiten konnte man die Knaben auch wohl sehen, wie sie sich paarweise als Kämpfer gegenüber traten, in jeder Hand einen Stock haltend, den einen zum Angriffe, den andern geschickt zur Verteidigung benutzend. Gewöhnlich wickelten sie dann ihren Fellkaroß um den Arm, der die Verteidigungswaffe führte, geschickt die Schläge des Gegners auffangend und dann blitzschnell zum Angriffe übergehend. Oft konnte man auch die Knaben herumgehen sehen, bewaffnet mit Pfeil und Bogen Ratten und Mäusen nachstellend, und groß war jedesmal der Jubel, wenn es einem Schützen gelungen war mit seinem langen Rohrpfeile, an dessen Spitze ein scharfer Dorn der Mimose befestigt war, ein Tier zu durchbohren. So lange das Wetter warm und schön war, was ja auch meistens im milden südafrikanischen Winter der Fall ist, abgerechnet die unfreundlichen Regentage, wo der Wind kalt von Süden und Westen weht, war Nhamalala also fast stets im Freien. Die größte Freude war es für Kinder und Erwachsene, wenn in stillen Nächten der volle Mond sein zauberhaftes Licht auf alles ausgoß. Dann dachte niemand an Schlaf, sondern dann ließen die Erwachsenen ihre einfachen Weisen erklingen, den Takt dazu mit Händeklappen angehend. Oder die Männer und Frauen führten in gesonderten Gruppen Tänze auf und schienen dabei niemals zu ermüden, so daß oft noch nach Mitternacht das fröhliche Lachen von den Kraalen her ertönte. Unter solcher Umgebung wuchs Nhamalala heran, obgleich von zartem Körperbau und klein von Natur doch allzeit gesund und vergnügt.

Eines Tages im heißen Dezember lagen mehrere Männer im süßen Nichtstun auf ihren Karossen ausgestreckt bei Sihlufu's Viehtraal, nach Kaffersitte schwägend oder rauchend, wenn sie es nicht vorzogen, den geriebenen und wohl zubereiteten Tabak zur Nase oder gar zum Munde zu führen und zwar mit eigens zu

diesem Zwecke gefertigten Rösseln, die in einem ziemlich hohen Loch des Ohrläppchens getragen wurden, ähnlich wie bei uns die Ohrringe. Einer der Männer sagte: „In diesem Jahre wird es eine große Roma (Beichneidungsfest) geben, denn Bangazita's Sohn wird in diesem Jahre bechnittet werden.“ „Ja, Du hast recht, erwiderte Sihlufu, auf allen Kraalen redet man jetzt von der großen Roma.“

Zolwana, der ältere Bruder Sihlufu's, war auch gerade bei seinem Bruder auf Besuch und auch er mischte sich in das Gespräch und sagte: „Mein Sohn Geza soll auch in diesem Jahre zusammen mit unierem Häuptlings Sohn bechnittet werden, was aber denkst Du, Bruder, mit Deinem Sohne zu tun?“ „Du meinst den Nhamalala, Bruder, er ist wohl noch zu sehr ein Kind als daß er zum Maane erklärt werden könnte, entgegnete Sihlufu, aber ich werde dem Drängen seiner Mutter doch wohl nachgeben müssen, denn sie will einen Mann zum Sohne haben.“ „Was haben die Frauen darein zu reden“, fragte ein Kaffer mit schon grauem Haupte, „daß ist Sache der Männer, was sind die Frauen? Unsere Mägde sind sie, die für uns arbeiten müssen. Von meinen Frauen darf keine in solchen Angelegenheiten mitreden, ich bin ihr Herr, denn mit meinen Dchsen und Kühen habe ich sie erkauf.“

„Du hast recht, sagte Sihlufu, aber es ist nicht nur der Wunsch meiner Frau, sondern ich selbst ähe es gern, wenn mein Sohn mit des Häuptlings Sohne bechnittet würde. Bangazita ist ein großer Häuptling und ich liebe ihn wie unseren Herrn Untintulu.“

Noch manche Versammlung wurde zu dieser Zeit auf den verschiedenen Kraalen gehalten, um gemeinsam die nötigen Vorbereitungen für die große Roma zu treffen. Da Sihlufu der angesehenste Geheimrat der ganzen Gegend war, so wurde sein Kraal zum gemeinsamen Sammelplatz für die jungen Leute der Nachbarschaft erwählt, welche an der Feier teilnehmen sollten. Solcher Sammelplätze gab es viele in dem ganzen Gebiete der Klubi. Der Hauptplatz aber war Bangazita's Kraal, wo viele der jungen Leute zusammentrafen, um dem Sohne des Häuptlings nahe zu sein.

Zu den nötigsten und ersten Vorbereitungen gehörte der Bau einer Hütte für jede Abteilung der jungen Leute, die sich dieser Kaffersitte unterziehen wollten und in der sie mehrere Monate für sich allein wohnen mußten. Eine solche Hütte wurde anfangs des Jahres nun auch auf Sihlufus Platz an einem abgelegenen Orte erbaut. Darauf wurde ein älterer Mann erwählt, unter dessen Aufsicht und Pflege die jungen Leute gestellt wurden, sein Name war Zanaho.

Nachdem Zanaho in sein Amt als Vorsteher der Abatweta (so wurden die Jünglinge kurz genannt) eingesetzt war, versammelte er eines Morgens die jungen Leute, an denen der Ritus vollzogen

werden sollte, um sich und bezog mit ihnen die für sie gebaute Hütte. Außer Sihlusu's Sohn, Nyamalala, waren es noch acht andere Jünglinge aus der Nachbarschaft. Zanaho vollzog nicht nur die Operation, sondern sorgte auch für Verbandzeug und heilkräftige Kräuter und tat überhaupt alles, was die Sitte vorschrieb. Von dem Tage an mußten dann die Jünglinge samt ihrem Vorsteher in strenger Abgeschlossenheit als eine eigene Gemeinschaft für sich bleiben, und nur diejenigen, welche täglich ihnen die nötige Speise brachten, durften mit ihnen verkehren. Waren die durch die kleine Operation entstandenen Wunden im Verheilen, so färbten die Abatweta ihren ganzen Leib mit einer Art weißer Erde und erschienen in phantastischen Anzügen aus Schilf und einer Palmenart gefertigt und streiften in solchem Aufzuge in der ganzen Nachbarschaft umher. Bis zur Ernte des Kasserforns, die in den Juni fällt, führen die Abatweta nun ein Leben der wildesten Lust und Ungebundenheit, denn für sie besteht kein Gesetz und darum auch keine Strafe für Übertretung desselben; gelingt es ihnen z. B. ein Schaf oder Hind eines Nachbars zu stehlen, so können sie nicht dafür belangt werden. Am deutlichsten aber zeigt sich die bodenlose Versunkenheit des Heidentums, wie es jedes Anstandes, jeder Moral spottet in der ungezügelten, wilden Freiheit der Abatweta in Bezug auf die Übertretung des sechsten Gebotes. Überhaupt führen die Abatweta während dieser ganzen Zeit ein Leben, wie sie es sich als Heiden nicht schöner denken können. Täglich sorgen ihre Eltern dafür, daß es ihnen an frischem Fleisch nicht mangelt. Geht des Abends der Mond aber auf, so beginnt erst das rechte Vergnügen, nämlich der Tanz der Abatweta in ihren abenteuerlichen Kostümen. Abend für Abend ziehen sie dann abwechselnd von einem Straale zum andern und es wird dann oft die halbe Nacht draußen beim Viehtrah im Mondschein nach Herzenslust getanzt. Und hierbei spielen die Frauen eine Hauptrolle, welche nicht nur durch Sändeflappen ohne Ermüden den Takt angeben, nach dem die mimischen Bewegungen ausgeführt werden, sondern auch als Gegenpart der Abatweta im Tanze mit Stellung nehmen. Woche für Woche geht es so bis zum Juni fort, bis dann endlich auch diese Tänze, wie alles Irdische, ihr Ende erreichen.

Es war an einem schönen, warmen Morgen im Juni, als Sihlusu alle Männer der Nachbarschaft bei der Hütte der Abatweta hatte zusammen kommen lassen, denn der Tag, da diese zu Männern erklärt werden sollten, war gekommen.

Zanaho, der Vorsteher der Abatweta hatte seine Schützlinge vor ihrer Hütte aufgestellt, jedoch nicht in dem gewöhnlichen Anzuge aus Palmit gefertigt, sondern vollständig nackt, die Leiber nur mit weißer Erde getüncht. Die Männer, welche aus einiger Entfernung zugehört hatten, fielen nun über die Abatweta her und trieben sie Hals über Kopf zum Ungafane Fluße, hier mußten

sie sich baden und von der weißen Erde reinigen. Dann wurden sie von den Männern wieder in ihre gemeinsame Hütte zurück gejagt. Dort angekommen, befahl ihnen Zanaho, alles, was sie während der Zeit ihrer Abgeschlossenheit benutzt hatten, sowohl ihre Kleider, als die hölzernen Gefäße, Bandagen oder andere Gebrauchsgegenstände, in der Hütte, die sie bewohnt hatten, auf einen Haufen zu sammeln und Zanaho selbst zündete alles dann mit eigener Hand an und verbrannte es in der Hütte. Die jungen Leute wurden darauf mit Fett eingerieben und erhielten von ihren Eltern oder Anverwandten neue Scarffe zum Zeichen, daß sie Männer geworden waren. Unter der Führung Zanaho's verließen sie dann ihre Hütten und begaben sich zu Sihlusu's Platz. Ernsthch vermahnte sie Zanaho, ja nicht sich umzuwenden und auf die von ihnen verlassene Hütte zurück zu sehen, da sonst, nach dem Glauben der Raffen, großes Unheil und Unglück sie treffen würde.

Am nächsten Morgen versammelten sich alle Männer des Platzes und der Nachbarschaft in Sihlusu's Viehtraal und dorthin führte auch Zanaho die jungen Männer, denn sie sollten nun in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen werden und hören, was in Zukunft ihre Pflichten als solche sein würden. Darauf erhob sich Sihlusu und redete die vor ihm auf der Erde kauenden Jünglinge folgendermaßen an: „Kinder der Slubi, hört meine Worte, ich will zu Euch reden! Ein großer Tag ist der heutige Tag für Euch, denn von heute an seid Ihr Männer und keiner darf Euch hinfort Knaben nennen. Unter die Männern werdet Ihr von heute an gerechnet. In der Staatsversammlung habt Ihr von heute an Sitz und Stimme. Heute empfangt Ihr dazu Schild und Speer, denn Krieger sollt Ihr werden, Slubi-Kämpfer, die Untimfulu unser Häuptling sendet, wohin er will. Wir Alten reichen Euch heute die Hand und erkennen Euch als Unerzglichen an. — Wo aber neue Rechte gewährt werden, da finden sich auch neue Pflichten. Kurz sei heute meine Mahnung. Drei Worte rufe ich Euch zu: Zum Ersten sage ich: haltet fest den Gehorsam gegen unsern Häuptling. Untimfulu ist unser Herr, Ihr seid seine Untertanen. Schmach dem, der seinem Fürsten nicht unverbrüchliche Treue erweist, bis in den Tod! — Mein zweites Wort lautet: haltet fest die Liebe zu Eurem Volke, seid Amahlubi und wolt nichts anders sein. Euer Fuß sei stets bereit den Kriegspfad zu betreten gegen die Feinde Eures Volkes. Euer Speer sei der Schrecken Eurer Gegner. Schmach dem, der feige im Kampfe seinen Führer verläßt und dem Feinde den Rücken zeigt! Mein drittes und letztes Wort lautet: haltet fest an den Sitten und der Weihe Eurer Väter! Was sie Euch lehrten, das lehret Euren Kindern. Seid gütig gegen Eure Eltern, deren Rücken sich beugt unter der Menge der Jahre. Seid hilffreich Euren Stammesgenossen. Trinket nicht süße Milch, denn das kommt Weibern,

nicht Männern zu. Schmach dem, der die Sitten seiner Väter verläßt, der fremde Sitten liebt! Ich habe gesprochen, ich bin zu Ende!"

Als Sihlulu seine Rede vollendet hatte, nahen Freunde und Verwandte mit reichen Geschenken und übergaben sie den jungen Männern. Nhamalala, der als Mann auch einen neuen Namen empfing, wie alle seine Genossen, wurde von nun an Randalempisi genannt. Von seinem Vater erhielt er einen aus einer starken Ochsenhaut gefertigten Schild und seinen ersten Speer (Mffagai). Sein Onkel Bolwane schenkte ihm eine schöne braune Kuh mit gleichfarbigem Kalbe, und ähnlich taten andere Verwandte, die junges Vieh spendeten und damit den Grund zu einem Viehstande des jungen Mannes legten. Ähnlich wurden auch die übrigen Jünglinge von den Ährigen beschenkt.

VI.

Bald genug sollte der junge Randalempisi Speer und Schild, die er empfangen hatte, im Kampfe für seinen Fürsten und sein Vaterland benutzen. Niemand Geringerer als Tshata, der mächtige Zulufürst war es, der damals bald ganz Südafrika in Schrecken setzte, der immer siegreiche Gewalthaber, der über ein wohl eingerichtetes Heer gebot, der nur eine Niederlage erlitten zu haben sich rühmte; er war damals gerade auf den Thron gekommen. Tshata war 1787 geboren und sein Vater U-Seuzangafona mochte ihn nicht leiden, weil er ihn als den Thronfolger fürchtete, in der Meinung, er würde später einmal ihm, dem Vater ein gewaltiges Ende bereiten, und die Häuptlingswürde an sich reißen. Deshalb wäre U-Seuzangafona gern solchen Plänen, die etwa sein Sohn hegte, zuvorgekommen und hätte ihn am liebsten aus dem Wege geräumt. Umnaudi jedoch, Tshatas Mutter, die ihrem Sohn in Liebe zugegan war, wußte die bösen Pläne ihres Mannes zu vereiteln, indem sie ihren Sohn in das Gebiet des Dingiswaho, des mächtigen Fürsten der Mtetwa, brachte. Dingiswaho nahm den kleinen Flüchtling freundlich auf und Tshata verlebte hier seine Jugend und kehrte erst nach dem Tode seines Vaters als Häuptling in die Heimat zurück.

Vor Tshatas Regierungsantritt war der Stamm der Amazulu klein und ohne Bedeutung gewesen und zeichnete sich unter den vielen andern Stämmen nur dadurch aus, daß seine Glieder eifrig Handel trieben mit Tabak, Pfeifen, Ringen und anderen Schmuckstücken, die die Kaffern lieben, und welche die Zulu selbst verfertigten. Unter Tshatas Regiment stieg aber das Ansehen der Zulu von Jahr zu Jahr.

Bei seiner Heimkehr nach dem Tode seines Vaters fand Tshata, daß sich bereits ein anderer der Häuptlingschaft bemächtigt hatte. Tshata war aber der Letzte, der sich ruhig bei-seite schieben ließ und machte sofort seine Ansprüche auf die

Herrschaft mit Nachdruck geltend. Nachdem es ihm gelungen war, seinen Gegner zu stürzen, wandte er sein Augenmerk zunächst darauf, sich ein stehendes Heer aus den Männern seines Volkes heranzubilden, mit dem er auf Eroberung ausgehen konnte, denn er war ehrgeizig und tatkräftig und durchaus nicht wählerisch in den Mitteln, wenn es galt, einen Zweck zu erreichen. So vereinigte er alle seine waffenfähigen, jungen Männer zu einem Heere. Sodann teilte er sie in Regimenter ein, gab jedem Regiment sein besonderes Abzeichen und seine besonderen Offiziere und wies ihnen auch einen bestimmten Areal als Garnison an, wo die Krieger eineregert wurden. Und damit seine Krieger freiblieben von allen Banden, welche die Familie mit sich bringt, verbot er ihnen sich zu verheiraten, wenigstens so lange sie noch jung und stark zum stehenden Heere gehörten. Tshata kümmerte sich um alles, was sein Heer anging, besonders um die Bewaffnung desselben. Bisher waren die Zulu mit langen Wurfspeeren (Assagai) bewaffnet gewesen. Tshata fand bald heraus, daß diese Waffe allein unpraktisch sei, denn war ein solcher Wurfspeer einmal auf den Feind geschleudert, so blieben die Krieger hernach wehrlos. Tshata gab seinen Leuten deshalb auch noch den kurzen Speer und lehrte sie denselben im Nahkampfe gebrauchen. Welches Ansehen überhaupt Tshata unter seinen Leuten hatte, das zeigt besonders sein Gebot, wodurch er ihnen, die sonst von den Rassen allgemein geübte Sitte der Beschneidung verbot und auch in diesem Stück seinen Willen durchsetzte.

Nachdem sich Tshata so ein wohlgeübtes Heer zubereitet hatte, begann er etwa um 1816 seine Laufbahn als Eroberer. Ohne sich durch Gefühle der Dankbarkeit leiten zu lassen, wandte er sich gleich gegen das mächtige Volk der Mtetwa, wo er seine Jugendzeit als Verbannter verlebt hatte. Von einem Teile dieses Volkes wurde er als berühmter Kriegsfürst mit offenen Armen empfangen, die übrigen aber hielten ihrem Häuptlinge die angebotene Treue und ließen es auf einen Kampf mit Tshata ankommen. Aber gleich in diesem ersten Kampfe zeigte sich Tshatas ungewöhnliche Gabe als Heerführer und er ging aus demselben als Sieger hervor. Groß war der Jubel seiner Krieger und reich die Beute an Vieh, und die Festlichkeiten wollten nach diesem ersten großen Erfolge kein Ende nehmen. Aber lange überließ Tshata sein Heer der trägen Ruhe nicht, sondern sann bald auf neue Kriegstaten, denn er wollte nichts Geringeres, als alle umliegenden Stämme besiegen, um aus ihnen ein großes Reich zu bilden, an dessen Spitze er selber stehn wollte.

Der nächste Stamm, mit welchem Tshata anband, war der der Ama-Ngwana. Diese waren die Nachbarn der Ama-Glubi, und der Um-Binyati, oder wie die Kolonisten ihn jetzt zu nennen pflegen, der Büffelfluß, bildete die Grenze zwischen den beiden Stämmen. Der Kampf war hart, denn Matwane, der Fürst der

Ama-Ngwana war selbst bekannt als ein bedeutender Kriegsheld und seiner Untertanen waren viele. Aber bereits zeigte sich etwas von dem Schrecken, der später alle Stämme überfiel und mutlos machte, die mit Tihafa in Fehden verwickelt wurden. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Ama-Ngwana das Feld räumen. Da aber Matwane, ihr Fürst, dem Tihafa nicht dienstbar werden mochte, so mußte er für sich und sein Volk neue Wohnsitze suchen.

Er trat also in das Gebiet der Glubi über, den Büffelfluß überschreitend, und verdrängte die Glubi aus ihren alten Niederlassungen. Natürlich wollte Mtimfulu, der Häuptling der Glubi dies nicht leiden und hatte schon mehrfach Botschaft an Matwane gesandt und ihn aufgefordert, sein Land zu verlassen, aber noch war nichts entschieden.

Da kam eines Abends auf Sihlufus Platz ein fahrender Tottentott an und bat um ein Nachtlager. Er war gekleidet wie ein Weiser, wenn auch sein Anzug deutlich zeigte, daß er schon lange die Werkstätte des Schneiders verlassen hatte, der ihn gemacht. Sonst sah man nichts Bemerkenswerthes an dem Fremdling, außer, wie es ichien, einen langen Stod, den er sorgfältig in eine wollene Decke gewickelt auf seiner Schulter trug.

„Wo kommst du her?“ fragte Sihlufu den Fremden. „Herr, ich komme vom Büffelflusse, und bin mit knapper Not den Händen der Ama-Ngwana entlaufen, welche mich töten wollten, da sie mich für einen Spion hielten.“ „Und wodurch willst du uns beweisen,“ fragte Randalempisi den Ankömmling, „daß du nicht wirklich ein Spion bist?“

Der Tottentott kam ins Gedränge, und sein an sich schon fahles Gesicht wurde noch um einen Grad blasser, aber er sammelte sich bald wieder und sprach: „Wie könnt ihr Herren so Schlimmes gleich von einem friedlichen Wanderer denken, der abends ermüdet bei euch um ein Nachtlager bittet!“

„Fremdling, erwiderte Sihlufu, du brauchst dich über unsern Argwohn nicht wundern, denn fremd ist uns dein Aussehen, fremd dein Anzug. Fast siehst du aus wie ein Weiser, von denen unsere jungen Leute so viel zu erzählen wissen, wenn sie heimkehren von der großen Stadt am weiten Meere, wo die Schiffe ankommen und die weißen Leute wohnen.“ (Port Elizabeth.)

„Ich bin kein Weiser, sondern nur ein Glawu. Aber ich könnte euch von großem Nutzen sein, da ihr gerade jetzt in der Bedrängnis seid. Ich habe auf meinen Wanderungen gesehen und gehört, wie Tihafa, der Zulufürst, ein Volk nach dem andern überwindet, dazu sehe ich ja, daß Matwane und sein Volk euch bedrängen. Aber seht, mit diesem Dinge, das ich hier auf der Schulter trage, kann ich eure Feinde töten, ohne daß sie mir nahe kommen, aus diesem Stode kann ich Blitze fahren lassen, die immer einschlagen und treffen und ich kann damit donnern, daß die Feinde erschreckt davon laufen.“

Schon blickten alle Anwesenden auf das Ding, das so Gewaltiges vollbringen sollte. Einer aber aus ihrer Mitte hub bald an und sagte: „Deine Worte, Fremdling, sind groß, aber wir gleichen nicht den Kindern, die alles glauben, was man ihnen sagt. Für heute magst du als unser Gast hier weilen, aber morgen werden wir die Wahrheit deiner Rede zu erforschen suchen.“

Dem Fremden schien es aber doch wohl nicht recht geheuer und er suchte deshalb nach einer passenden Gelegenheit sich untermischt aus dem Staube zu machen. Aber er wartete umsonst, er war nie allein, denn Sihlulu hatte im geheimen Befehl gegeben, den Fremden nicht aus den Augen zu lassen und ihn fest zu halten, sollte er einen Fluchtversuch versuchen. So mußte sich der Fremdling ins Unvermeidliche schicken. Er aß den Mais und trank die Kaffermilch, die ihm vorgesetzt wurde, und legte sich auch mit anderen Männern am Feuer zur Ruhe nieder auf dem ihm angewiesenen Plage, wo für ihn eine aus Birken geflochtene Schlafmatte ausgebreitet wurde. Lange noch wachte der Fremde, aber immer hörte er vor der Hütte das leise Flüstern der Männer, die nächtlich Wachdienste tun mußten. Endlich schlief er ein und erwachte erst, als die übrigen Männer schon aufgestanden waren.

Am Morgen sagte Sihlulu zu seinem Gaste: „Große Worte haben wir gestern aus deinem Munde vernommen, aber zeige uns nun, daß sie Wahrheit sind. Komm mit uns zu unserm Häuptling und laß deinen Stod blitzen und donnern.“

Ohne Sträuben willigte der Fremde ein und wanderte, den geheimnisvollen Stod auf seiner Schulter, mit Sihlulu und den andern Männern zum Plage Untimfulu. Der Fürst der Glubi war daheim und Sihlulu teilte ihm den Zweck ihres Kommens mit. Untimfulu berief sofort seine Geheimräte zu einer Ratsversammlung für den folgenden Morgen. Auf Befehl des Häuptlings wurde dem Tottentott eine Hütte angewiesen und Speise und Trank wurden ihm reichlich gereicht, im übrigen aber wurde er scharf bewacht, so daß an kein Entinnen zu denken war.

Der nächste Morgen kam und der Fremde mußte in der Ratsversammlung erscheinen. Untimfulu ergriff selber das Wort: „Ich höre, hob er an, du rühmst dich ein Zaubermittel zu besitzen, womit du alle deine Feinde aus der Ferne töten kannst, sage mir, bin ich recht berichtet, vermagst du Donner und Blitz zu entsenden?“ „Großer Fürst, entgegnete der Fremde, du hast die Wahrheit vernommen. Ich kann jeden deiner Feinde töten, ich kann das Vieh, das dort vor unsern Augen weidet, tot niederstrecken, aber nicht, o Herr, durch ein Zaubermittel, sondern durch diese meine Waffe, welche ich mit mir führe.“

Untimfulu war hocherfreut über diese Botschaft und der Fremde erschien ihm wie ein Retter in der Not, denn schon war ihm die Kunde geworden, daß Matwane seine Krieger um sich

gesammelt habe und im Begriff stehe, an der Spitze seines Heeres die Glubi anzugreifen. Dennoch waren nicht alle Geheimräte Umtimfulu von der Aufrichtigkeit des Sottentotts überzeugt und sie hielten mit ihren Zweifeln und Argwohn auch nicht hinter dem Berge. Ein alter Geheimrat, der schon bei Umtimfulus Vater in hohem Ansehen gestanden hatte, trat auf und sagte: „Herr, du Sohn Umbunganes, traust du nicht zu schnell den Worten eines fahrenden Mannes, von dem wir weder wissen, woher er kam, noch wohin er geht? Bist du gewiß, daß der Glawu uns nicht betrügt?“ — Da der Häuptling, an welchen diese Worte gerichtet waren, nicht so gleich antwortete, so tat es der Fremde, indem er rief: „Ihr alle, samt eurem Häuptlinge, sollt mich begleiten, und sollt sehen, wie ich eure Feinde vernichte.“

Umtimfulu beschloß die Probe zu wagen und er verhiß dem Sottentott hohen Lohn, falls er sein Wort wirklich einlöste und die Feinde tötete. Einß aber wollte er gern vorher sehen, nämlich die Waffe, mit welcher die Feinde gefällt werden sollten. Der Sottentott willigte auch ein und begann vor allen Augen die Niemenchen zu lösen, womit die Umhüllung befestigt war. Endlich kam das Gewehr zum Vorschein, einß noch von jener alten Art mit Steinischloß. Keiner der Anwesenden hatten in seinem Leben ein Gewehr gesehen und es war ergöglich zu beobachten, mit welcher abergläubischen Furcht sie das Ding betrachteten, viel zu bange, es selbst in die Hand zu nehmen!

Umtimfulu schickte nun Boten aus und ließ seine ganze streitbare Mannschaft an einem bestimmten Ort und zu bestimmter Zeit sich versammeln. Eilfertig kamen die Krieger von allen Seiten auf das Gebot ihres Häuptlings zusammen. Darunter alte Helden, die schon oft dem Feinde ins Auge geschaut hatten und die manche alte Wunde an ihren Leibern aufweisen konnten. Daneben junge kräftige Gestalten, die vor Begierde brannten, es den alten Helden gleich zu tun. Alle Krieger waren fast nackt, abgerechnet den Kriegsschmuck, in dem sie erschienen. Es war bereits tiefe Dämmerung hereingebrochen, als Umtimfulu den Befehl zum Aufbruche gab. Im Schutze der Nacht sollte das Heer sich dem Feinde nähern, um ihn beim ersten Tageslichte anzugreifen.

So geschah es auch. Als am Morgen die Sonne strahlend aufging, standen sich beide Heere gegenüber. Die Glubi auf höhergelegenen Terrain, die Feinde in der Ebene, so daß die einzelnen Heeresabteilungen deutlich unterschieden werden konnten. Umtimfulu sprach nun zu dem Sottentott, den er stets an seiner Seite festgehalten hatte: „Siehe, dort sind unsere Feinde, tue nun, wie du versprochen hast!“ Sofort begab sich der Angeredete, gefolgt von Umtimfulu, Sihlusu und andern Unterhäuptionen, an eine Stelle, die einen freien Ausblick gewährte, lud vor den Augen aller sein Gewehr und suchte dann Dedung hinter einem

großen Felsblöcke, um von dem Feinde nicht gesehen zu werden. Von hier aus nahm er nun einen der Feinde aufs Korn. „Siehst du, Herr, fragte er Umtimfulu, den Krieger dort drüben mit der langen Kranichfeder, selbst eines Hauptes länger denn seine Genossen?“ „Ich sehe ihn!“ sagte der Gefragte. „Der soll der erste sein, welchen ich töte.“ Damit legte er an, zielte genau, und kaum war der Schuß gefallen, da sah man, wie der vorhin bezeichnete einen Sprung in die Höhe tat und dann vornüber tot niederstürzte. Groß war das Erstaunen Umtimfulus und seiner Leute und man konnte kaum die Zeit erwarten, bis der nächste Schuß einen andern Feind niederstrecken würde. Endlich zeigte Umtimfulu dem Schützen ein anderes Opfer. Wieder fiel ein Schuß und gleich darauf auch der, welchem er gegolten hatte.

Als die Ama Ngwana sahen, daß ihre Krieger so aus der Ferne niedergestreckt wurden, waren sie zuerst ganz bestürzt und wußten nicht, wie sie sich das Ding erklären sollten. Umtimfulu aber hätte gern noch größere Erfolge gesehen. Er sagte daher zu dem Fremden: „Was du bisher getan hast, ist gut, aber sieh an das Meer der Feinde, sind sie nicht zahlreicher wie die Heuschrecken und wie die Blätter der Bäume im Walde? Was hilft es uns, daß zwei oder drei Feinde fallen, sind ihrer doch so viele.“ Der Fremde antwortete: „Herr, es ist wahr, der Feinde sind viel, aber laß mich nur machen, fallen auch nur wenige, Furcht und Schrecken wird Matwane und seine Krieger ergreifen, wenn sie sehen, wie einer nach dem andern aus der Ferne getroffen niederstürzt.“

Darin aber hatte sich der Tottentott doch geirrt, denn als er nach einem Fehlschusse, der nur gestreift, wieder einen der Feinde niedergestreckt hatte, da erhoben die Feinde plötzlich ein furchtbares Geheul, aber anstatt zu fliehen, stürzten sie sich mit unwidderstehlicher Gewalt auf die Gubi, die das nicht erwartet hatten, Tod und Verderben in die Reihen ihrer Feinde tragend. Gewaltig war besonders der Andrang nach der Seite, wo kurz zuvor Umtimfulu noch zu sehen gewesen war, samt dem Tottentott. Im Augenblick waren sie umzingelt und Umtimfulu mit allen, die bei ihm waren, wurden niedergemacht, so daß nicht einer von ihnen entran. Überhaupt war der Angriff so wuchtig, daß auch die übrigen Regimenter der Gubi nicht stand halten konnten und bald den Rückzug antraten, der schnell in wilde Flucht ausartete.

Schrecklich war das Los der Alten und der Frauen und Kinder, welche nicht schnell genug mit dem Wenigen, das sie zusammenraffen konnten, in die nächsten Waldungen zu flüchten vermochten vor den nachstürmenden Feinden, welche weder jung noch alt schonen und nur nach mehr Blut lechzten, nun die wilde, bestialische Wut in ihnen einmal erwacht war. Schrecklich waren die Verluste, welche die Gubi zu beklagen hatten. Ihr

Häuptling Umtimfulu war tot und mit ihm waren auch viele seiner Unterhäuptlinge und Geheimräte gefallen, unter ihnen auch Sihlusu. Unbeerdigt lagen sie alle auf der Bahlstatt, eine Speise der Schakale und Maßgeier. Der Ruhm der Klubi war dahin, unstät und flüchtig irrten die übriggebliebenen in den Wäldern und Klüften der Gebirge umher, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne Führer, der ihnen die Wege gewiesen hätte. Es war ein Glück, daß es noch Sommer war, und zu allem Glende sie nicht auch noch die Kälte des Winters traf, gegen welche sie sehr empfindlich sind. Schwere Wochen verlebten da die Frauen und Kinder, von Wurzeln und wilden Beeren lebend, welche der Wald ihnen bot. Noch schlimmer stand es um die Verwundeten, welche mit dem Leben davongekommen waren, und um die sich niemand bekümmerte, und die sich an den bewaldeten Flußufern oder in Höhlen versteckt hielten, oft schrecklich zugerichtet von den Affagaien der Feinde. Nach und nach suchten sich die Reste des Klubivolkes um Bangazita, den Bruder des im Kampfe gefallen Umtimfulu zu sammeln, auf welchen die Häuptlings-Würde nach den Gesetzen der Erbfolge überging.

VII.

Randalempifi und sein Better Geza, die von nun an treulich zusammenhielten, gehörten zu den Untertanen Bangazitas, welche sich bald wieder zu ihm zurückfanden. Beide hatten kaum mehr, als das nackte Leben gerettet, wie die Allermeisten, welche der Krieg verschont hatte und die noch am Leben waren. Einzelne und zu Zweien und Dreien kamen die Klubi nach und nach wieder zu ihrem Häuptlinge zurück. Bangazita mußte nun für neue Wohnsitze für sich und sein Volk sorgen. Seine Wünsche gingen nach Basutoland. Zu jener Zeit lebten in diesem Lande meistens kleine, unabhängige Stämme, die erst später durch Mosheß zu einem Volke vereinigt wurden. Darauf rechnete Bangazita, der nun einen Einfall in Basutoland wagte. Seine Krieger, die sich von Tag zu Tag noch mehrten, waren tapfer, weil sie nichts mehr zu verlieren, viel aber zu gewinnen hatten, wenn es Bangazita gelang, sich dort festzusetzen. Das Kriegsglück Bangazitas hob nach den ersten Siegen bald sein Ansehen in Basutoland, und es gelang ihm nach und nach einen Stamm nach dem andern zu besiegen und deren Fürsten sich tributpflichtig zu machen. Auch Mosheß diente, weil er damals noch klein und unbedeutend war, eine Zeitlang dem Bangazita.

So ging es drei Jahre, Bangazita und sein Volk kam wieder zu Kräften. Da aber wandte sich das Blatt; ein alter Feind Bangazitas erschien in Basutoland. Es war Matwane, der Fürst der Ama-Ngwana, mit seinem Heere, um auch für sich und sein Volk neue Wohnplätze in Basutoland zu gewinnen. Bangazita,

so wenig wie Moshesh oder einer der anderen kleinen Häuptlinge, welche in Bagutoland wohnten, konnte sich gegen so mächtige Feinde halten. Ohne rechten Mut und Siegeszuversicht wurde der Kampf gegen Matwane begonnen, welcher daher einen leichten Sieg davontrug. In diesem Kampfe fiel auch Bangazita mit vielen seiner Anhänger. Randalempisi ging unverletzt aus dem Kriege hervor, sein Better Geza aber, an dessen Schulter er gekämpft hatte, erhielt drei schwere Speerwunden.

Was sollten aber nun die Glubi anfangen, führerlos, ihres Häuptlings beraubt, ohne Heimat, von Feinden verfolgt! Ein Theil der Glubi blieb bei Moshesh, der als ein freundlicher und leutseliger Fürst die versprengten Stämme an sich zu ziehen versand. Der größte Theil aber der Glubi wanderte aus. Sie richteten ihre Schritte nach Norden, zu den ihnen stammverwandten Matebelen. Um Schutz flehend wandten sie sich an Mozilitazi, den Fürsten der Matebelen. Ihre Bitte wurde gewährt und drei Jahre lang lebten nun die Reste der Glubi unter dem Schutze des mächtigen Mozilitazi in Ruhe und Frieden. Unter ihnen befand sich auch Randalempisi und sein Better Geza, der erstere war schon verheiratet, denn er hatte bald nach der Ankunft der Glubi in Bagutoland ein Weib aus den Töchtern seines Volkes genommen, für welche er als Morgengabe zehn Stück Rindvieh dargebracht hatte, ihr Name war Mangali. Sie hatte ihn mit zwei Söhnen beschenkt, von welchen der älteste zur Zeit ihrer Auswanderung nach Matebeleland, zwei Jahre alt, der jüngste erst vor kurzem geboren war.

Nach heidnischer Rassenfittie nahm sich Randalempisi, sobald es ihm seine Mittel gestatteten (d. h. sobald er genug Vieh hatte), eine zweite Frau, mit Namen U-Mgema. U-Mgema gebar in Mozilitazislande zwei Söhne. Randalempisi hatte demnach nun schon vier Söhne (zwei von der ersten Frau, die ihm außerdem auch noch zwei Töchter schenkte), zusammen also sechs Kinder. Daß war ihm aber noch nicht genug, er trachtete nach mehr Ansehen, Größe und Macht. So bald er daher konnte, suchte er sich noch eine dritte Frau, ihr Name war U-Magodisa und auch von ihr hatte er im Lande der Matebelen einen Sohn.

Drei Jahre waren abermals in Ruhe und Friede vergangen und der Wohlstand der Glubi, die als Untertanen des Mozilitazi galten, mehrte sich, da änderte sich die Lage der Dinge wiederum. Mehlomane, der Sohn Bangazitas, des früheren Häuptlings der Glubi, war herangewachsen und zum Manne geworden. Die Glubi sahen nun auf ihn als ihr Oberhaupt. Dies gefiel aber Mozilitazi durchaus nicht, da er allein herrschen wollte und die Glubi merkten bald aus allerlei Anzeichen, daß der junge Mehlomane am Königshofe nicht wohl gelitten war, sondern daß Mozilitazi ihn haßte und darauf sann, wie er ihn aus dem Wege schaffen könnte.

Da Gefahr im Verzuge war, empörten sich die Glubi und verlangten freien Abzug. Trotz des Zornes des Mozilikazi gelang es den Glubi doch unter der Führung ihres jungen Häuptlings nicht nur aus dem Lande der Matebelen glücklich zu entkommen, sondern auch ihr Vieh zu retten. Sie wandten sich nun nach dem Süd-Osten, um den Umzimvubo-Fluß zu erreichen, wo sie sich niederzulassen gedachten. Alles ging auch gut, als sie aber beim Umzimvubo ankamen, trat ihnen Mahesiso, der Häuptling der Ama-Difane entgegen und es kam hier zu einer für die Glubi verhängnisvollen Schlacht, in welcher Mahesiso einen entschiedenen Sieg errang. Die Glubi verloren in dieser Schlacht am Umzimvubo nicht nur alles Vieh, sondern auch ihr Heer wurde vollständig aufgerieben. Die meisten Männer wurden niedergemacht, die Weiber aber und Kinder als Kriegsgefangene fortgeschafft. Seit dieser blutigen Schlacht am Umzimvubo hörten eigentlich die Glubi auf als Stamm zu existieren. Einzelne Nester, die sich aus dem allgemeinen Untergange gerettet hatten, suchten Zuflucht bei den Tembu, wo sie untermischt mit anderen Völkerresten, besonders auch aus dem Stamme der Ama-Ngwane, unter dem gemeinsamen Namen der Abambo, von den Kosafaffern mit dem Spottnamen Ama-Mfengu (heimatlose Wanderer), belegt, ein Leben voll Entbehrungen und harter Dienstarbeit führten, indem sie von den Tembu- und Kosafaffern als Sklaven oder nach deren eigener Aussage als Hunde behandelt wurden.

VIII.

Die eben erwähnte blutige Schlacht am Umzimvubo wurde etwa im Jahre 1825 geliefert. In dieser Schlacht nun wurde auch Sandalempisi schwer verwundet und blieb, aus vielen Wunden blutend, halbtot auf dem Schlachtfelde liegen. Seinem Vetter Geza war es diesmal besser ergangen, denn er kam ohne Verwundung davon. Sobald er nach Beendigung des Kampfes bemerkte, daß sein Vetter Sandalempisi fehlte, machte er sich gleich daran, bei nächtlicher Weile das Schlachtfeld abzusuchen. Lange konnte er keine Spur von seinem Vetter finden. Genug Tote und Verwundete fand er freilich, rief auch, langsam zwischen den Verwundeten herumjirschend, vorsichtig den Namen seines Freundes. Aber alles vergeblich: Schon wollte er von weiterem Suchen abstehen, als er plötzlich von neuer Hoffnung belebt, stehen blieb. Vielleicht war sein Vetter unter den Gefangenen. Sofort machte er sich auf und suchte so nahe als möglich an das Lager der Feinde heran, welche nach dem entschiedenen Siege weder Vorposten noch andere Vorsichtsmaßregeln nötig zu haben glaubten. Hell brannten der Feinde Nachtfeuer und alle waren in gehobener Stimmung, trunken vom Siege. Laut erzählten sie an den Lagerfeuern ihre Heldentaten, die sie im Kampfe vollbracht hatten, und reichlich floß das Rastbier. Manah ein fetter Ochse, den man den

Feinden abgenommen hatte, mußte sein Leben lassen, den Hunger der Krieger zu stillen. Überall wurde bei den Lagerfeuern Fleisch gebraten, sei es auf glühenden Kohlen oder am Spieße. Und so groß war das Verlangen nach Fleisch, daß viele dasselbe noch halb roh verzehrten. Immer lauter wurde die Unterhaltung, immer fleißiger freiste der Biertopf, bis endlich mancher Geld hilflos zu Boden sank. Diese Zeit benutzte Geza und versuchte sich an den Ort heran zu schleichen, wo die Gefangenen bewacht wurden. Zuerst kam er an einen großen Kraal, in dem sich viele Frauen und Kinder befanden, welche später als Leibeigene unter die Sieger verteilt werden sollten. Mit eigenen Augen sah Geza, wie ein Krieger die beiden Mädchen seines Veters, Kinder seiner großen Frau Mangeli, packte und sie von der Seite ihrer zitternden Mutter riß.

(Fortsetzung folgt.)

Personal = Nachrichten.

Am 13. Juli wurden den Geschwistern Friedrich in Zlembula (Deutsch-Ostafrika) zwei Söhne, Martin und Cornelius, geboren, die den Eltern kurz darauf wieder genommen wurden.

Am 8. August starb das Töchterchen Luise von den Geschwistern Müller in Riversdale; viereinhalb Monat alt.

Am 7. September wurde den Geschwistern Trümpelmann jun. in Ballmannsthal (Südtransvaal) ein Söhnchen geboren.

Druckfehler = Berichtigung.

In dem Artikel „Zur Erinnerung an Moritz Görde“ in der vorigen Nummer (S. 513 B. 4 v. u.) muß der Name des Superintendents der Dreptower Synode, welcher bei dem ersten Farbener Missionsfest die Predigt hielt, „Giese“, nicht „Riete“ heißen.

Bücher = Anzeige.

In der Buchhandlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft, Abtheilung für ausländische Sprachen, ist erschienen: **Sauberzweig Schmidt, Schulgrammatik der hebräischen Sprache und Übungsbuch.** Preis 4 Mark.

Es gibt Grammatiken des Hebraismus, die wahre Wunderwerke an Gelehrsamkeit und — Unverständlichkeit sind. Der Tübinger Professor Johann Heuchlin hat 1506 seine Rudimenta linguae hebraicae mit dem horazischen frommen Wunsch beschloffen, sein Werk möchte an Dauerhaftigkeit ein Erzmonument übertreffen. Seitdem sind wir Deutschen zwar in der eifrigsten Erforschung aller semitischen Sprachidiome, voran der Sprache des Alten Testaments, ein gut Stück vorwärts gekommen, aber die Art, wie der ungeheure Stoff den Schülern mundgerecht gemacht und in Paragrappen und Paragräphchen zerstückelt und fein gehackt wurde, diese Art hat manchen Schüben auf der Schulbank an den Rand der Verzweiflung gebracht. Im Gymnasium ist bekanntlich wenig genug Raum für den „fakultativen“ hebräischen Unterricht; er hat sein bescheiden Plätzchen meist zu einer Zeit, wo im Sommer die Sonne am höchsten steht.

Missions-Berichte.

(Matth. 28, 19.)

Inhalt: Psalm 116, 12—13. — Mitteilungen aus den Verhandlungen des Komitees. — Hilferuf. — Neueste Nachrichten. — Bericht über den Heimgang des Missionars Frischgesell. — Nachrichten aus der Oranje-Synode: Bethanien; Adamschoop; Pniel; Douglas. — Nachrichten aus dem Ephoralkreis Südtransvaal: Neu-Halle; Pretoria; Johannesburg. — Liste der Herren Provinzial-Missionssekretäre. — Aus der Missionsgemeinde und für dieselbe. — Die Übernahme der Missionsarbeit im deutschen Schutzgebiet Usaramo durch Berlin I. — Amos Kandalempisi und seine Zeit (Schluß). — Personal-Nachrichten. — Gelder und Gaben.

Psalm 116, 12—13.

Wie soll ich dem HErrn vergelten alle seine Wohltat, die er an mir tut? Ich will den heilsamen Kelch nehmen und des HErrn Namen predigen.

So fragt eine aus Not und Gefangenschaft erlöste Gemeinde oder eine einzelne Seele, die sich zum Trost sprechen konnte: „Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, denn der HErr tut Dir Gutes“ (v. 7).

Es ist schon ein Zeichen von der Gnadenwirkung des heiligen Geistes, wenn Erlösung aus Trübsalen solchen Einfluß ausübt, wie hier bei Esra, dem man gern dies Lied zuschreibt. Die Welt denkt ganz anders. Ist Trübsal da, so rufen sie ängstlich, ist sie vorüber, so ist das Gebet vergessen, die Gelübde sind verfliegen, der alte Leichtsinn kehrt wieder ein.

Der HErr behüte uns vor solcher Vergeudung Seiner Wohltaten, die Er uns in Lieb und Leide, in der Anfechtung und im sichtbaren Segen hat zufließen lassen.

Wie ein verständiger Seelsorger den wieder Genesenden erst recht besucht, damit er nicht bei der Wiederkehr der Gesundheit des Dankes vergesse oder auf die Torheit des Weltsinns gerate, so besucht uns der heilige Geist jetzt, wo wir aufzuatmen anfangen nach der trüben und finstern Zeit und legt uns die Frage aufs Gewissen: Wie willst du es dem HErrn vergelten, daß Er dich nicht versinken ließ im roten Meer des Krieges, daß Er dir in aller Not, die noch so schmerzlich fortwirkt, den Trost in die Seele goß: „Der HErr wird für euch streiten und ihr werdet stille sein (2 Mose 14, 14)“, daß Er immer wieder ein kleines Licht in deiner oft beinahe verzagenden Seele anzündete und eine Verheißung nach der andern aufflammen ließ wie Sterne am Nachthimmel?

Anteil auch der Usaramomission zu gute. Aber es wäre doch schön, wenn aus unserem heutigen Beisammensein eine besondere Frucht für Usaramo erwüchse. Vielleicht ist in unsrer Mitte ein arbeitsfreudiger Bruder, der Zeit und Lust hat zu einer Extrarbeit für die Mission. Der sollte daran gehen, einen Kreis von Usaramofreunden zu sammeln, die sich miteinander verbinden, in besonderer Weise für Usaramo zu sorgen, d. h. für Usaramo zu beten, zu sammeln und seine Missionsgeschichte zu verfolgen. Mittelpunkt solches Kreises müßte ein kleines Missionsblatt sein, das etwa als „Bote von Usaramo“ über die Geschichte der Mission auf dem Laufenden erhält und immer wieder zur Fürbitte und Hilfe ermuntert. Vielleicht, daß solch Blatt auch in solchen Kreisen Eingang zu finden vermöchte, die für das allgemeine Missionswerk nicht zu haben sind, sich aber doch für eine spezielle Missionsarbeit inmitten einer deutschen Kolonie erwärmen ließen. Wenn ich nicht reichlich genug besetzt wäre, könnte mich solche Arbeit wohl reizen, denn ich bin dessen gewiß, daß sie erfolgreich sein wird. Wo aber ein anderer oder auch einige andere Hand ans Werk legen wollen, da bin ich gern bereit, sie mit meiner bescheidenen Kraft zu unterstützen. Zu allem aber, was zur Ehre seines Namens getan wird, gebe der treue Gott seinen Segen!

Amos Randalempisi und seine Zeit.

Eine Familien-Chronik

von W. Beste, Missionar in Bethel in Kafferland (Südafrika).

(Schluß.)

Als die Kleinen anfangen heftig zu weinen, da ergriff er erst das jüngere Kind an einem Beine, schwenkte es in die Höhe und schleuderte es gegen den harten Boden, so daß der kleine Schädel zershellte. Ein gleiches Ende bereitete der Wüterich dem anderen Töchterchen Randalempisi. Wem fällt hierbei nicht das Wort des 137 Psalmes (V. 9) ein?

Entsetzt wendete sich Geza ab, ohnmächtig so Schreckliches zu hindern. Endlich fand er auch die kriegsgefangenen Männer, meistens alte Greise, welche am nächsten Morgen getötet werden sollten. Lange spähte er unter ihnen nach seinem Vetter, aber vergeblich. Traurig schlich er zurück und begann noch einmal das blutgetränkte Schlachtfeld nach seinem Vetter abzusuchen. Endlich, als er schon daran war, verzweifelt das weitere Suchen aufzugeben, da glaubte er, abseits von anderen Gefallenen, eine Gestalt zu bemerken, welche langausgestreckt am Boden lag, aber von Zeit zu Zeit den einen Arm ein wenig erhob, als wollte sie ein Zeichen geben. Geza schlich sich näher heran, und wer beschreibt seine Freude, als er wirklich seinen Vetter erkannte.

Freilich übel genug zugerichtet war er. Wunde bei Wunde, in einer großen Lache geronnenen Blutes liegend, so fand er ihn. Randalempisi war durch Blutverlust so geschwächt, daß er kaum noch einen Laut hervorbringen konnte, und es dauerte ein Weilchen, ehe Geza begriff, was der Vermundete sagen wollte. Endlich verstand er: „Wasser,“ wollte er haben. Um nicht unnütz Zeit zu versäumen, benutzte er die immer größer werdende Dunkelheit zur schleunigen Flucht. Vorsichtig richtete er den wunden Krieger auf und lud ihn dann, da er ihn nicht anders fortchaffen konnte, auf seinen Rücken. Aus Furcht, entdeckt zu werden, getraute er sich aber nicht sich völlig aufzurichten, sondern kroch auf allen Vieren, den Freund auf seinem Rücken, langsam fort aus der Nähe der Feinde. Wie Kaffern in solchen Fällen gewöhnlich tun, wollte er den Kranken in einer Waldung verstecken. Keuchend ging er mit seiner Bürde immer tiefer in den Wald und kam zu seiner großen Freude mitten im Walde an eine kleine Höhle, die zwar nicht tief war, aber ihnen beiden hinreichend Schutz gegen die Unbilden der Witterung bot. Sobald der Tag graute, machte sich Geza nun daran, die Wunden seines Betters zu reinigen. Glücklicherweise fand sich Wasser in der Nähe, aber an Verbandzeug fehlte es ganz, denn beide Männer waren unbekleidet, wie dies Sitte der Krieger ist, wenn sie in die Schlacht ziehen. Schrecklich war der Vermundete zugerichtet, nicht weniger als zwölf Speermunden zählte Geza. Darunter recht gefährliche Brustwunden.

Schwere Tage und Wochen verlebten die Beiden hier, ehe Randalempisi soweit war, sich selber rühren zu können. Ganz ohne Lebensmittel, angewiesen auf Beeren und Wurzeln, welche der Wald lieferte, oder auf kleine Tiere oder Vögel, welche Geza in Schlingen fing. Ein großer Übelstand war, daß sie in den ersten Wochen, so lange sie sich in der Nähe der Feinde befanden, auch nicht einmal ein Feuer anzünden durften, aus Furcht, der Rauch möchte ihren Schlupfwinkel verraten. Ein anderer Feind, den sie ganz besonders fürchteten, waren die Hunde, welche die Feinde dazu benutzten, die Verstecke der Flüchtlinge aufzuspüren. Sechs Tage hatten die beiden Freunde so in Hangen und Bängen und unter den mancherlei Nöten zugebracht, als ihnen eine ganz unerwartete Freude bereitet wurde. Eines Morgens erschienen nämlich ganz plötzlich zwei der Frauen des Randalempisi mit ihren Kindern. Es waren Umangali, die erste Frau mit zwei Söhnen und Ungemas, die zweite Frau mit ihren Kindern. Durch Gottes wunderbare Fügung war es ihnen gelungen, aus der Hand der Feinde in einer dunklen Nacht zu entfliehen. Noch wunderbarer war es aber, daß sie nach langem Suchen wirklich die Höhle fanden, in welcher sich ihre Angehörigen verborgen hielten. Gemeinsam setzten sie dann, sobald Randalempisis Zustand

es gestattete, ihre Flucht fort, meistens die Nächte und einsame Gebirgspfade benutzend.

Nach langer, gefährvoller Wanderung erreichten sie endlich das Gebiet der Tembuquaffern, wohin sich viele der anderen Flüchtlinge, die wie sie, alles verloren hatten, Schutz suchend, gewendet hatten.

Jahre schwerer Demütigung, voll von Entbehrungen mußte Randalempisi samt seinem Better und den Seinen hier unter der harten Botmäßigkeit der Kaffern durchmachen. Sie, die als freie Männer in gewissem Wohlstande gelebt hatten, wurden nun als Sklaven behandelt. Das Schlechteste war für sie gut genug, die niedrigsten Dienste mußten sie tun. Selbst in Fällen der rohesten und ungerechtesten Behandlung gab es für sie keinen Richter, der ihnen Recht geschafft hätte. Als einst ein weißer Händler Zeuge war, wie ein Tembu einen dieser Flüchtlinge auf das grausamste schlug und ihn fragte: „Warum behandelst Du den Mann so grausam, bedenke doch, er ist doch auch ein Mensch, wie Du“, da lautete die Antwort: „Was sagst Du, er ist kein Mensch, er ist ein Hund, und mit meinen Hunden tue ich, was mir gefällt, wenn ich Lust habe, so schlage ich ihn tot, wer wird mich hindern?“ — Von irgend welchem Lohne war unter solchen Verhältnissen keine Rede. Wie die Kinder Israel in Aegypten dem Pharao umsonst dienen mußten, so mußten auch diese armen Fingu umsonst und ohne Lohn arbeiten und froh sein, wenn sie für sich und die Ihrigen kärgliche Nahrung bekamen. — Zehn lange Jahre verharrten die Fingu in solch harter Knechtschaft, bis endlich für sie die Stunde der Erlösung schlug. Die Hartbedrängten wandten sich nämlich in ihrer Not an den damaligen Gouverneur der Kapkolonie und baten um Schutz und Aufnahme in die Kapkolonie. Im Jahre 1835 gewährte der Gouverneur Sir Benjamin D'Urban ihre Bitte und infolge dessen traten in dem genannten Jahre 16 800 Seelen auf einmal in die Kolonie über und wurden dann auf verschiedene Lokationen in der Kapkolonie verteilt.

Randalempisi und sein Better ließen sich mit ihrem Häuptlinge an der Tjitsikama nieder, wo sie durch Missionare der Brüdergemeine Gottes Wort hörten. Trotz all der Trübsal und Not, welche sie erfahren hatten, dauerte es doch geraume Zeit, ehe Gottes Wort seine erweckende und erneuernde Kraft an ihnen bewies, aber zuletzt konnten sie nicht länger widerstehen und meldeten sich einer nach dem andern bei dem Missionare auf Clarkson zum Taufunterricht, und Randalempisi wurde dort im Jahre 1863 getauft und erhielt den Namen Amos. Für gewöhnlich wurde er aber Mos genannt. Seinem Beispiele folgten auch seine Frauen und Kinder, denn gleichfalls in Clarkson wurde seine erste Frau Mangali mit ihren beiden erwachsenen Söhnen Jonas und Gustav getauft und erhielt den Namen Sanna. Sie

ist schon vor vielen Jahren gestorben und auf dem Gottesacker in Clarkson begraben. Durch ihren Tod regelten sich die sonst etwas schwierigen Verhältnisse im Hause des Amos von selbst. Wie bekannt, war er ja als Heide der heidnischen Sitte gefolgt und hatte drei Weiber genommen. Als er nun Christ wurde, mußte er der Vielweiberei entsagen und eine Frau von den dreien wählen. Die Wahl war insofern leichter für ihn, als von den drei Frauen die jüngste, Magodiso, die seit vielen Jahren verschollen war, nachdem sie in Kriegsgefangenschaft geraten. Es blieben für die Wahl nun also nur noch zwei Frauen übrig: Mangali, die große, weil erste Frau, deren Taufname, wie gemeldet, Sanna war und Ngemas, welche auch getauft war und den Namen Sarah erhalten hatte. Amos erwählte die letztere und wurde mit ihr kirchlich getraut.

IX.

Sarah hatte drei Söhne und zwei Töchter. Die beiden letzteren, nämlich Nathi und Sanna waren nach ihrer Verheirathung ihren Männern: Moart und Mzenze gefolgt, welche an der Kubusi wohnten. Die Sehnsucht nach diesen ihren Töchtern war die Ursache, daß Sarah ihren Mann wieder und wieder bat, doch nach der Kubusi zu ihren Kindern zu ziehen. Erst weigerte er sich ihrer Bitte Gehör zu geben, aber schließlich gab er doch nach und im Jahre 1873 siedelten Amos und seine alte Frau Sarah über nach unserer Berliner Station Bethel, von wo aus auch die an der Kubusi lebenden Verwandten der Sarah kirchlich versorgt wurden. Mit den Eltern kamen auch drei Söhne der Sarah: Simon, Nabe (Franz) und Thomas, welche auch sämtlich Glieder der christlichen Kirche waren.

Damals wurde gerade unweit Bethel ein großes Rafferdorf vermessen, in dem ein jeder, welcher von den Missionaren empfohlen wurde, eine Baustelle und außerdem zehn Acker Pflugland als Eigenthum gegen Zahlung einer jährlichen Abgabe erhielt. Hier an der Genu bauten sich auch Amos und seine Söhne an, sowie auch Geza sein Better, der ihnen mit seiner ganzen Familie gefolgt war. Auch er war getauft, hatte aber seinen Namen Geza beibehalten. Diese beiden Bettern waren wenigstens äußerlich sehr verschieden. Geza war trotz seines Alters, er mußte schon damals sein 70stes Jahr überschritten haben, noch rüstig und selten fehlte ihm einmal etwas, dazu war er sehr lebendig, ein feuriger Redner und ein Beter, der in öffentlichen Gebetsversammlungen die Aufmerksamkeit aller fesselte und ihre Andacht stärkte. Amos, sein Better dagegen, war von zarterem Körperbau, und die vielen Speerwunden, die er am Umzimvubo empfangen hatte, brachen in späteren Jahren oft wieder auf und machten ihm bis an sein Ende viel Schmerzen. Auch er war ein treuer Christ und er wußte, an wen er glaubte. In seinem

Alter unterstützten und pflegten ihn seine Kinder, besonders seine drei Söhne Simon, Franz und Thomas und deren Familien, die sich mit ihm an der Genu niedergelassen hatten. Am meisten war seine alte Frau Sarah (früher U-Mgema) um ihn, ein altes, kleines Mütterchen, aber voll Leben und Mührigkeit, dazu eine Christin, welche durch ihren Wandel und ihr freimütiges Zeugnis von der Hoffnung, die sie erfüllte, manchem Christen ein Vorbild sein konnte. An Trübsal war ja ihr und ihres Mannes und seiner Verwandten Leben so schon überreich gewesen, aber neues Leid wartete ihrer. Franz (Kabe), ihr zweiter Sohn, erkrankte am Ausatz und sie mußte es in ihrem Alter erleben, daß er auf Befehl der Regierung mitten aus dem Kreise seiner Familie gerissen und nach der Station der Ausätzigen auf der Robbeninsel bei Kapstadt gebracht wurde.

Nach langem Leiden, welches er mit christlicher Geduld ertrug, entschlief der alte Amos im festen Glauben an seinen Erlöser am 30. Juli 1881. Seine alte Sarah überlebte ihn fast um neun Jahre, bis auch sie am 1. März 1890 zu ihrer Ruhe eingehen durfte, nach der sie sich lange gesehnt hatte. „Ich bin fertig bei Tag und Nacht, sagte sie, wenn mein Herr mich ruft, komme ich.“ Als ihre Töchter Kathe und Sanna weinten, rief sie ihnen zu: „Meine Töchter, haltet mich nicht auf, laßt mich zu meinem Herrn gehen, denn er hat Gnade zu meiner Reise gegeben.“ Sie und ihr Mann ruhen beide in Frieden auf dem kleinen Friedhof an der Genu.

Personal-Nachrichten.

Am 11. September wurde den Geschwistern Schulz in Bethanien ein Töchterchen geboren.

Bücheranzeige.

In dem Verlag der Baseler Missionsgesellschaft sind eine Reihe kleinerer Schriften erschienen, die wir der Beachtung der Missionsfreunde warm empfehlen. An den Kreis der Gebildeten wenden sich 3 Hefte der „Baseler Missionsstudien“, die behandeln: „Monotheismus und Offenbarungsreligion“; „Welche Aufgaben stellt die Erziehung der Heiden-Christen zur kirchlichen Selbständigkeit an die evangelische Mission?“; „Konfuzius, der Heilige Chinas.“ Die beiden ersten Hefte sind von Missionsinspektor Dehler, das letzte von Missionar Piton. Alle drei sind nicht nur für jeden Gebildeten, sondern auch für den Fachmann von hohem Interesse. Preis 20, 30, 60 Pfennig.

Für die großen Kreise der Missionsfreunde bestimmt sind: Pastor Steiner, **Pionierarbeit im südlichen Kamerun** (25 Pfennig); und Luise Dehler, **Im Dienst der Liebe** (20 Pfennig); D. Grundemann, **Ein Vater der Ausätzigen** (10 Pfennig). Die Namen der bekannten Verfasser bürgen für lebendige, anschauliche Darstellung, der eine Fülle guter Bilder zu Hilfe kommt. — Auch der „Evangelische Missionskalender“ (20 Pfennig),